

VON DER LUST, GÄSTE ZU HABEN UND GAST ZU SEIN

Jahresempfang der VCH Akademie am 6. Januar 2020

Ein Gespräch, das Wolfgang Teichert mit Prof. Dr. Fulbert Steffensky beim Jahresempfang zum Thema „Gastfreundschaft“ geführt hat.



Prof. Dr. Fulbert Steffensky u. Wolfgang Teichert Foto: Annika Dumanov

Teichert: Zu Silvester hast Du, Fulbert, uns eine Nachricht geschickt mit folgendem Wortlaut:

„In meinem alten Kloster wurde Silvester und der Jahresanfang nicht beachtet. Abends gab es Kräutertee wie immer, man ging früh ins Bett wie immer. Aber etwas gab es doch: In der Nähe des Klosters stand das Forsthaus. Der alte bärtige Förster spielte um Mitternacht auf seiner Trompete einen Choral, der die Klostermauern durchdrang. Man hörte ihn, sprach ein kleines Gebet und schlief wieder ein. Zu Silvester habe ich für Dich und Brigitte beim alten Förster einen Choral bestellt: "Befiehl du deine Wege", natürlich Paul Gerhard, was sonst!

Im Gegensatz zum klösterlichen Silvester ist Euch Besseres als Kräutertee gestattet. Aber vergiss nicht, auf den Förster zu hören.

Übrigens: ich weiß nicht mehr genau, ob er wirklich einen Bart hatte.

Alles andere stimmt!“

Dir gelingt es, alltägliche Geschichten so zu erzählen, dass sie etwas benennen, was vielleicht etwas mit unserem Thema Gastfreundschaft zu tun hat. Die Mönche, die ja sonst zur Gastgeberenschaft verpflichtet sind, haben die Sache umgekehrt: Der alte Förster hat den Mönchen Gastfreundschaft in seinem Choral gewährt. (Steffensky nickt.)

Steffensky: Diese Texte, glaube ich, sind nur singbar, weil es nicht unsere Lieder sind. Sie sind für andere Zeiten komponiert oder „gekocht“. Ich bin Gast in diesen Liedern. Ich muss sie nicht verantworten, wenn ich eine Bachkantate höre. Ich höre sie mit Vergnügen, aber ich verantworte sie nicht. Das ist eine Sprache die mir fremd ist und

die mir nahe ist. Ich kann sie singen und sprechen, weil sie mir fremd ist und weil sie nicht meine ist, nicht meine sein muss.

Das ist in Zeiten gesagt, in denen der Zweifel mächtig nagt. Man muss sich aus der eigenen Authentizität begeben, sie verlassen können. Und einsteigen und Gast werden in den Sprachen und Bildern von Anderen. Das ist mein Sinn von Tradition überhaupt. Ich muss nicht nur Ich sein, sondern auch Gast. Ich kann gerne essen, was Andere gekocht haben. Und so ist es auch mit der Tradition: Ich esse sie und habe sie nicht gekocht.

Teichert: Ja ich ernte gern, wo andere gesät haben. Es sieht ja so aus, als würdest Du an Deine eigenen katholischen „Wurzeln“ verstehend und liebend wieder hineingehen und sie- schmackhaft geworden - in die Gegenwart hineintragen.

Steffensky: Meine „katholischen Wurzeln“ habe ich nie gekannt. Ich bin evangelisch geworden, aber das war kein innerer Schritt für mich, sondern ein Ortswechsel, wie ein Umzug von München nach Berlin. Es hat mich innerlich wenig gekostet.

Teichert: Nun steht ja häufig gerade an Zisterzienserklostern: Das Tor steht offen, das Herz noch mehr. Das ist gesagt in einer Zeit, als die einströmenden Gäste überschaubar gewesen sind. Wir leben ja heute eher in einer Zeit, wo viele das Grausen bekommen, wenn der Gast an die Tür klopft.

Steffensky: Ja vielleicht eine Ermutigung für die christlichen Hospize und Hotels: Es wurde nicht jeder Gast einfach aufgenommen. Der Abt (Merken Sie sich das!) sollte zuerst mit ihnen beten, dass sich nicht der Teufel in Gestalt eines Gastes einschleicht.

Teichert: Das wird der abgründigen Seite von Gastfreundschaft gerecht. Denn der Gast heißt ja lateinisch zugleich der Feind. Wenn man seine Schwelle öffnet, dringt ja von außen penetrant jemand ein. Und das Gebet des Abtes wäre dann so etwas wie ein Exorzismus der abgründigen Seite von Gastfreundschaft?

Steffensky: Ja, das ist vielleicht ein Teil davon. Aber der Gast wurde vor allem geehrt. Er durfte beim Abt sitzen. Der Abt durfte das Fasten brechen. Der Gast also wurde geehrt. Gast war damals natürlich nicht ein Reisender mit Kreditkarte, sondern das sind die Armen gewesen. In der Benediktinerregel heißt es ausdrücklich, dass man sich um die armen Gäste mehr kümmern sollte als um die reicheren. Die imponieren von selbst.

Ich glaube, es gibt zwei Formen von Gastfreundschaft: Die eine für die, die es nötig haben. (Denken wir an unsere Zeit). Die kein Haus haben, kein Heim, die am Verhungern sind, die auf der Flucht sind, die also nicht mehr erwarten als ein Haus und ein Bett. Und ein Brot. Diese Gastfreundschaft ist man schuldig, wie man in Matthäus 25 nachlesen kann. Es gibt eine andere, die man nicht vergessen soll: Die Gastfreundschaft aus Lust. Die Lust, Gäste zu haben, Lust, dass sie essen und trinken so viel es geht! In der Kultur, aus der ich komme, wird ununterbrochen ermutigt zu essen und zu trinken: Schmeckt es Dir denn gar nicht?

Diese Art sich nicht in sich selbst zu verkriechen, diese Art von Gastfreundschaft finde ich ein großes Humanum, eine schöne und entbehrliche Überflüssigkeit. Als ich hier nach Hamburg kam, habe ich bei einer Wirtin gewohnt, die in der Mensa gearbeitet hat. Sie wagte niemals jemanden einzuladen von ihren Kolleginnen, weil sie sagte: „Ich muss dann wieder einladen und das wird dann zu teuer“. Das also war eine

Kargheit, die nichts überschreiten und nichts wagen konnte. Gastfreundschaft hingegen als die Offenheit des Herzens ist etwas Wundervolles, nicht etwas, das man tun muss, sondern etwas, das das Leben schön macht. Darum nenne ich das eine unentbehrliche, nicht notwendige Schönheit, also eine Gastfreundschaft, die man nicht gewährt, weil jemand hungert oder dürstet, sondern weil das Leben geselliger wird durch die Gastlichkeit des Lebens.

Teichert: Schön.- Du bist kein Moralist und sagst nicht: Ihr müsst gastfreundlich sein. Was hat der Gastgeber von der Schönheit der Gabe?

Steffensky: Was man davon hat ist eine Frage aus der Kaufmannschaft. Wir haben eigentlich nichts davon. Ich bin von der Schweiz nach Hamburg gefahren. Im Abteil saß eine italienische Familie, die mich gleich aufgenommen und adoptiert hat, mir von ihrer Wurst und ihrem Brot und ihrem Wein gegeben hat. Ich hatte keinen Hunger. Ich hatte es nicht notwendig. Trotzdem war es eine Freundschaft, die das Leben für Stunden vielleicht glänzend gemacht hat. Das ist die Schönheit der Gastfreundschaft, die man genießt und die man gewährt.



Prof. Dr. Fulbert Steffensky

Foto: Annika Dumanov

Teichert: Ist es nicht manchmal schwierig, Gastfreundschaft anzunehmen?

Steffensky: Einer der schwersten Künste des Lebens ist, etwas nicht Verdientes anzunehmen. Das geht gegen den verflixten Satz: Der Stärkste ist am mächtigsten allein. Ich brauche nichts und niemanden: Die Ärmlichkeit, unbedürftig zu sein. Bedürftig zu sein, ist eine Grundschönheit des Lebens. Es ist das, was wir „Gnade“ nennen, etwas, das man nicht verdient und wofür man keinen Preis gibt. Das sind die Schönheiten des Lebens: Ich muss mich nicht verdienen. Wenn ich das Wort „Gnade“ interpretiere tue ich das gern mit einem Liebesgedicht von Gabriela Mistral. Es fängt an: Wenn du mich anblickst, werde ich schön, schön wie das Riedgras im Tau; also eine Schönheit, die nicht von mir selbst produziert oder von mir abzulesen ist, sondern, die mir gewährt ist durch den Blick eines Anderen. Ich bin bedürftig. Ich brauche den Blick eines Anderen, der mich schön findet. Auch „Gott“ braucht unseren Blick, dass wir ihn schön finden, auch er ist bedürftig. Das ist eines der großen Reichtümer des Lebens: Die Kunst, bedürftig zu sein und nicht zu sagen: „Du hast mir das gegeben und ich werde dir dies wiedergeben“.

Ich kenne das auch: Im Augenblick, wo ich weg bin von Luzern überarbeitet jemand meinen Computer ganz und gar. Er sagte: „Dass du ja nicht auf die Idee kommst, mir etwas dafür zu geben!“ Ich merke, ich wollte ihm schon Etwas dafür geben. Aber er sagt „Nein“ und das ist die größere Geste. Ich glaube, es ist seliger, etwas

anzunehmen als etwas zu geben. Wenn man etwas gibt, ist man immer noch Herr der Lage. Wenn man etwas annimmt, ist man ein Bedürftiger und das ist eine andere Schönheit. Aber die muss man lernen.

Teichert: Um eine Nebenbemerkung aufzunehmen: Du hast sogar von der Bedürftigkeit Gottes gesprochen. Und Dorothee Sölle, Deine Frau, hat einmal geschrieben: „Gott hat keine anderen Hände als unsere Eigenen. Keine anderen Augen, keine anderen Ohren. Der Schrei, den wir nicht hören, wird nicht gehört, das Unglück, das wir nicht wahrnehmen, wird nicht wahrgenommen“¹

Steffensky: Wenn sie hier wäre, würden wir sofort miteinander in Streit kommen. Wir haben immer miteinander gestritten zur großen Freude der Leute. Ich könnte diesen Satz ja auch sagen. Es kommt darauf an, wem ich ihn und wann ich ihn sage. Aber ich bin ganz froh, dass „Gott“ ein bisschen mehr Hände hat als meine eigenen. Ich bin froh, dass er mehr wärmt als ich wärmen kann. Also, dass die anderen Leute nicht vollkommen mir oder uns ausgeliefert sind. Und deswegen sagen wir, er ist größer als wir sind. Es ist ein Trost, dass noch eine größere Hand da ist. Aber der andere Satz wird dadurch nicht überflüssig: Gott hat keine anderen Hände als unsre. Zunächst! Ja. Theologisch muss man sich immer widersprüchlich machen. Theologien, die aufgehen, taugen eigentlich nichts. Man muss in der Theologie immer den Widerspruch retten!

Teichert: Du bist ja viel gerufen worden zu kirchlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, um Ihnen etwas zu erzählen über ihren Beruf, über ihre Berufung und hast eine Geschichte erzählt, die ich eben einmal andeuten möchte. Du musstest vor einiger Zeit einen Mann beerdigen, der hatte mit der Kirche nichts am Hut. Man war erstaunt darüber, dass dieser Mann und sogar seine Familie noch in der Kirche waren – er war katholisch- aber fast niemand von den Trauergästen war in der Kirche. Du hast Deine Predigt so eingeleitet: „Ein Mensch, den sie verehrt und geliebt haben ist gestorben. Wir wünschen Ihm in diesem Gottesdienst das, wofür wir selber nicht stehen können. Leben und Tod sind aufgehoben im Schoß Gottes. Wir tun es in der alten Sprache, die für wenige von Ihnen Muttersprache ist. Den meisten ist sie fremd. Hier fällt übrigens das Wort Fremdheit zum ersten Mal. Es ist die Sprache der Toten, die sie vor uns gesprochen haben. Der Tote hatte sich nie ganz verabschiedet von dieser Sprache. Ich lade sie ein für eine Stunde Gast in dieser Sprache zu sein, auch wenn sie Ihnen fremd ist.“

Das heißt, Du bist Gastgeber für eine nicht kirchliche Beerdigungsgemeinde gewesen. Du hast sie zu etwas eingeladen, was ihnen nicht mehr oder noch nicht oder ganz fremd ist. Ich überlasse Dir die Pointe zu erzählen, dass hinterher noch jemand gekommen ist.

Steffensky: Ja, es ist nachher ein Kollege gekommen und sagte: Ich habe meine fromme Maske jetzt wieder abgelegt, aber ich bin froh, dass ich sie hatte.

Teichert: Da hatte er für diesen Moment der Beerdigung zusammen mit Fulbert die „fromme Maske“ wie ein Gewand angelegt.

Steffensky: Ich will ein anderes Beispiel erzählen. Vor einigen Jahren gab es den Amoklauf in Erfurt - ich weiß nicht mit wieviel toten Schülern und Schülerinnen.

¹ Dorothee Sölle. Aktion Politisches Nachtgebet. Seite 20

Erfurt ist nun nicht gerade eine vom Christentum strotzende Stadt, eine sehr säkulare Stadt. Aber es war erstaunlich, die Schulpfarrerin hat die ganze Woche Gottesdienste, Andachten, Meditationen angeboten. Sie waren überfüllt. Eine Woche lang Gottesdienste auch in den Kirchen. Sie waren voll bis zu einem großen Gottesdienst am Ende der Woche. Die Umgebung der Toten war voll. Die Menschen haben sich etwas ausgeliehen auf Zeit. Sie haben sich Gebete ausgeliehen in einer Zeit, in der sie selbst keine Sprache mehr hatten. Sie haben sich Gesten ausgeliehen. Sie haben sich Lieder ausgeliehen und sie haben sich einen Ort ausgeliehen. Diese Kirchen. Ich erwarte nicht von diesen oder ähnlichen Leuten, dass sie fromm werden. Aber ich erwarte von den Kirchen, dass sie Ihnen für Stunden, für Zeiten, für eine Woche - oder wie lang auch immer - Unterkunft gewähren. Unterkunft in ihrer Sprache gewähren, Unterkunft in ihren eigenen Liedern. Und zwar nicht mit der Absicht: Vielleicht kommen sie ja dann doch irgendwann. Sie sind gastfreundlich und das ohne Absichten. Ich muss hinzufügen: Ich finde mich selbst als Gast in dieser Tradition. Man nimmt ja von den Alten an, dass sie die Zweifel und die Zähne verlieren. Ich kann Ihnen sagen, dass es nur die Zähne sind. Zweifel sind nicht gering. Man hat auch allen Grund zu zweifeln. Und dann irgendwo in einer Kirche Gast zu sein, ist für mich eine ungemeine Erleichterung meiner eigenen Glaubensversuche. In einer Kirche Gast zu sein, deren Wände schwarz sind von den Gebeten derer, die dort getrauert haben oder die Liebeserklärungen dort abgegeben oder die ihre Kinder dort getauft haben. Die Wände sind schwarz davon und ich bin Gast in dieser Kirche mit den schwarzen Wänden. Sie sind nicht von mir oder kaum von mir geschwärzt. Das ist etwas Wundervolles: Auch von mir verlangt man nicht mehr als dort Gast zu sein.

Teichert: Du hast einem hier anwesenden Bischof zu seinem 60sten Geburtstag eine Rede gehalten. Ich habe gedacht, naja, wenn Fulbert Steffensky einmal die Gelegenheit hat, einem Bischof etwas zu sagen, wird er eine „Gardinenpredigt“ halten. Darauf hast du verzichtet. Aber du hast schon Kritik an einer Kirche geäußert, die - das ist wohl auch ein protestantisches Phänomen - zu viel Kuschelkirche geworden ist. Sie leistete sich keinen Widerspruch mehr, wovon Du vorhin gesprochen hast. Sie steht nicht zu ihrer fremden Sache, sondern gibt sich liberal oder auch „modern“. Sie sagt in Aufforderungsform den Menschen das, was die sowieso schon wissen.

Du hast dem Bischof gesagt: „Auch jedes geistliche Wesen ist ein bedürftiges Wesen, und die Scheu sich leiten zu lassen entspricht der Scheu zu leiten“

Das finde ich einen sehr nachdenklichen Satz: Scheu zu leiten, sogar führen. Coaching heißt das heute und plötzlich haben wir sanft energische Führer. Kannst Du das wollen?

Steffensky: Also wenn jemand sich nicht leiten lassen will, dann ist er in den Kerker des eigenen Herzens gespannt. Ich glaube, man wird nur stärker, wenn man einer Fremdheit, einem fremden Gesicht, einer fremden Stimme begegnet, die mir Widerstand leistet. Ich glaube Menschen lernen am meisten dadurch, dass man ihnen widersteht. Natürlich nicht in Bosheit widersteht, nicht mit Gewalt widersteht, aber mit dem eigenen Gesicht, mit der eigenen Sprache widersteht. Wenn ich etwas bedauere an meiner Zeit an der Universität, dann ist es vielleicht, dass ich meinen

Studierenden zu wenig Widerstand geboten habe. Das ist das Eine. Ich ertrinke in mir selbst, wenn ich nicht einem fremden Gesicht, einer fremden Stimme, einer fremden Weisheit begegne. Das natürlich in Gewaltlosigkeit. Das ist die Frage. Nicht ob mir jemand begegnen soll, mich jemand korrigieren soll, ist wichtig, sondern das mir das jemand in Gewaltlosigkeit tut, in Gewaltlosigkeit sein Gesicht zeigt.

Das ist wahr, und man sieht natürlich auch, glaub´ ich, die andere Seite, dass man nicht zu führen wagt, weil man die Autonomie des Subjektes verherrlicht. Aber es gibt Autonomie nur in Begegnung. Die hat man nicht in sich selbst. Das ist der große Wahn, als hätten wir unsere Autonomie in uns selbst, als hätten wir unsere „Authentizität“ (ich kann das Wort schon nicht mehr hören) in uns selbst, sondern wir haben es in Geselligkeit, in Geselligkeit mit Anderen, auch Pfarrern und Pfarrerninnen, mit ihren Bischöfen und Bischöfinnen, oder die Bischöfe auch mit ihren Pfarrern und so weiter. Also wenn das einmal abgebaut ist, dass das ein autoritäres Lernen sein muss, dann ist es wirklich so, dass man dankbar sein muss. Es hat übrigens in der gesamten Kulturgeschichte noch keine Subjekte gegeben, die mit sich selbst ausgekommen sind. Es gab immer Seelenführer oder Seelenmütter, oder Beichtväter, oder ich weiß nicht wie man sie nannte: Du bist nicht allein, du bist ein geselliges Wesen. Suche die Geselligkeit, das heißt, suche den Trost, aber suche auch den Widerstand gegen Dich selbst. Das scheint mir wichtig zu sein.

Teichert: Wir möchten ja gern geliebt und anerkannt werden. Jeder und jede von uns, glaube ich, kann davon ausgehen, und es schwer ist, das nicht zu wollen und sich davon frei zu machen und das soll man vielleicht ja auch gar nicht. Bei dem Philosophen Th. W. Adorno heißt das so: „Geliebt wirst Du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren“². Bei Fulbert Steffensky heißt das: „Es ist die höchste Freiheit sich zu zeigen, ohne eine Verurteilung zu fürchten.“

Steffensky: Ja, ich möchte zunächst mal sagen: So etwas gilt für eine Situation, in der man Angst hat sich zu zeigen, Angst hat sich verwundbar damit zu machen. Jeder, der sich zeigt, macht sich verwundbar. Aber dann kommt ein merkwürdiger Mechanismus in Gang, nämlich der der Rechtfertigung, der der Selbstrechtfertigung. Ich erschöpfe mich darin, mich zu rechtfertigen, mich zu verlieren in der Rechtfertigung.

Teichert: Dein Lieblingspsalm 139 beginnt mit einer Aussage, gerichtet an das große „Du“: „Du erforscht mich und Du kennst mich und Du verstehst meine Gedanken von Ferne.“ Und kurz vor Schluss sogar ein Hassausbruch: Sollte ich nicht die hassen, die dich hassen? (dieser Vers ist übrigens in evangelischen und katholischen Gesangbüchern gestrichen). Aber er ist eine Bitte: Wenn ich mal wieder hasse, erkenne mich, erforsche mich. Also: Am Anfang ist es eine Aussage am Schluss ist es eine Bitte. Um Kennen und Erkennen. Was ist das für ein Kennen und Erkennen?

Steffensky: Es ist nicht die Erkenntnis eines Polizeiberichtes. Eine solche Idee hatten wir ja von Gott sogar.

Teichert: Keine erkenntnisdienliche Behandlung.

² Theodor W. Adorno. Minima Moralia. Frankfurt am Main 2001. Aphorismus 122. Seite 365

Steffensky: Keine erkennungsdienstliche Behandlung, sondern es ist eigentlich ein Erkennen der Liebe. Erkennen ist ja ein sehr zweideutiges Wort. In der Bibel wird es auch als Beschreibung der sexuellen Vereinigung gebraucht. Adam erkannte Eva und so weiter. Also es ist nicht eine erkennungsdienstliche Behandlung, sondern es durchschaut mich jemand, der mich nicht verurteilt und vor dem ich ohne Zweifel, ohne Selbstrechtfertigung leben kann. Das ist glaub´ ich, eine Größe des Menschen, sich nicht zu rechtfertigen, sondern sich in diese Hand zu geben. Darum habe ich auch eigentlich keine Angst vor dem Gericht Gottes

Teichert: Du sagst, vor „Gericht“ hast Du keine Angst?

Steffensky: Ich halte ab und zu einen Vortrag über ausgestoßene christliche Begriffe.

Teichert: Und der gehört dazu?

Steffensky: Ja, Gericht gehört dazu.

Teichert: Ausgestoßene christliche Begriffe –Gericht?

Steffensky: Also Gericht heißt in diesem Sinn, ich werde erkannt. Aber nicht erkannt als einer, der zu bestrafen ist, sondern als einer, der geliebt ist.

Ich glaube, es ist eine große, eigentlich eine wahnsinnige menschliche Erleichterung, irgendwo eine Stelle zu haben, wo man erkannt wird ohne verurteilt zu werden. Das ist nicht nur vor Gott und den Menschen so, sondern es ist doch auch in einer Ehe so, oder zwischen Eltern und Kindern. Erkannt zu werden, ohne verurteilt zu werden.

Wenn ich dran denke, wieviel gebeichtet wird - öffentlich! - in unseren Fernsehshows, steht ein verqueres Grundbedürfnis dahinter, nämlich erkannt zu werden- ohne verurteilt zu werden. Das heißt Gericht.

Gericht heißt natürlich auch Unterbrechung- ein altes Wort von Metz³. Gericht heißt Unterbrechung der Sünde, Unterbrechung der Schuld, Unterbrechung der Bosheit. Aber es ist auch das andere. Es sieht mich jemand und ich habe das Recht darauf gerichtet zu werden. Ich habe das Recht darauf, erkannt zu werden, ohne verurteilt zu werden.

So glaube ich, müssen wir die ganze christliche Tradition noch einmal durchfragen auf das, was wir schon abgelegt haben. Auf die alten Mäntel, die wir schon abgelegt haben. Ob es das das Wort Gericht ist oder das Wort Gnade oder ob es das Wort Sünde und Schuld ist. Es sind Würdebegriffe. Ich glaube es ist Zeit die Würdebegriffe aus unserer Tradition zu retten. Neu zu interpretieren. Das ist wahr. Ich verlange ein anderes Gottesbild, nicht den Sündenaufschreiber, sondern den Gott der Gnade, der nicht ohne Urteil und nicht ohne Schärfe gegen uns ist, aber es ist der Gott, der uns annimmt.

Teichert: Das Wort Erkennen hat auch eine erotische Seite, Adam erkannte sein Weib und sie wurde schwanger, heißt es am Anfang der Bibel und dann schreibst Du dazu: „Vielleicht erkennt uns Gott so in seinem Gericht, dass wir schwanger werden und Leben gebären von seiner Güte.“

Wir werden schwanger von Gott.

Steffensky: Ich hätte noch gerne einen Satz gesagt.

Teichert: Sag ihn!

³ Johann Baptist Metz (* 5. August 1928 in Welluck; †2. Dezember 2019 in Münster) war ein deutscher römisch-katholischer Priester und Fundamentaltheologe. Er war ein Schüler Karl Rahners.

Steffensky: Ich glaube, was mir in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher geworden ist, was wir versäumt haben in unserer christlichen Tradition, unsere eigenen Tradition als eine Begabung der Schönheit zu verstehen. Wir haben zu wenig gefragt, was ist der innere Charme eines Satzes- etwa des Satz des Gerichtes. Was ist der Charme des Wortes Gnade, was ist der Charme des Wortes Freiheit.

Ich habe oft in den vergangenen Jahren, als ich noch in der Universität war, einen Text mitgebracht- meistens einen knorrigen Text aus der Bibel oder der Tradition- und habe gefragt: Was finden sie charmant an diesem Text? Dann haben die Studierenden etwas verlegen gesagt. Naja, man könnte formgeschichtlich Folgendes sagen oder ich weiß es nicht. Ich habe dann gesagt: Es interessiert mich überhaupt nicht, was Sie „formgeschichtlich“ sagen können. Sondern was ist charmant? Und das haben wir eigentlich nicht gekonnt. Ich glaube, man kann auf Dauer nur an etwas glauben, was man schön gefunden hat. Was man charmant gefunden hat. Also der Charme einer Sache ist der größte Glaubensbote. Man kann eigentlich auch nur weitersagen, also missionieren, das, was man charmant gefunden hat. Das haben wir versäumt in unserer Tradition. Wir haben gefragt: Was ist denn richtig? Was ist historisch richtig? Was ist dogmatisch richtig? Und aber nicht, was ist das innere Feuer, dessen wovon man lebt? Schönheit. Das ist ein Satz, glaube ich von Eliot, Schönheit ist das einzige Überredungsmittel.